Nr. 106. 40. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, 27. Februar 1911

Berliner Tageblatt mit „Zeitgeist"

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Der Oberbürgermeister.

T. W. Herr Kirschner hat mitgeteilt, daß er nach Ablauf seiner Amtszeit aufs neue kandidieren will, und es ist kaum zweifelhaft, daß er abermals zum Oberbürgermeister gewählt werden wird. Die Freude der Berliner Bevölkerung wird gewiß frei von stürmischer Ueberschwänglichkeit sein, aber man wird sich sagen: „wer weiß, wozu es gut ist!" und: „man weiß nie, wer nachher kommt!" Herr Kirschner war, wie er oft angekündigt, eigentlich bereit, sich ins Privatleben zurückzuziehen, aber nun halten große Aufgaben ihn von diesem Schritte zurück. In allen hohen Beamten, bis zu den Reichskanzlern hinauf, findet sich dieser sehr menschliche und gewiß nicht tadelnswerte Zug, und immer stellt sich ihnen am Ausgang noch eine große Aufgabe ein. Wie die Frauen kehren sie auf der Treppe um, weil ihnen einfällt, daß sie das Wichtigste noch nicht erzählt. Und wie der militärische Ehrenrat sehen sie im Selbstmord „eine erhebliche Verletzung des Fahneneids".

Man hat Herrn Kirschner oft vorgeworfen, daß er nicht genug männliches Selbstbewußtsein gezeigt, und die Karikaturisten haben ihn gern im Moment tiefster Verbeugung dargestellt, umringt von weißen Jungfräulein, am Brandenburger Tor. Diese Beschuldigung war, wir wollen es nur gestehen, vielleicht doch nicht ganz gerecht, denn Höflingsgefühle sind der Seele dieses Oberbürgermeisters fremd. Er ist kein Gunsthascher, er hat bei der Wahlrechtsdebatte im Herrenhaus und bei manch' anderer Gelegenheit seine freie Meinung ungeniert gesagt, und wenn er auf dem Pariser Platz sich zu einem Empfangslächeln zwang, so war sein Herz vermutlich voll Bitterkeit. Schlimmer als die Zwangsverbeugung vor irgendeinem fürstlichen Gast war manch' freiwillige Verbeugung vor der städtischen Klientyrannei, und gern vergäße man, daß er die Potentaten am Tore begrüßt, hätte er nur die Hausthrannen zum Tore hinausgejagt. Er ist ein Mann von großer Rechtschaffenheit, Pünktlichkeit und fast übertriebenem Fleiß, aber gerade solche Tugenden sind mitunter ein Hindernis. Er weiß genau in jedem Winkel Bescheid, aber er ist kein Bahnbrecher, der neue Wege sucht, und er verliert wohl bisweilen den Blick für die Größe seiner Mission, weil er sich in die Rechnungen eines Rathausportiers vertieft. Mancher glaubt, das Oberhaupt einer Millionenstadt, die Anspruch auf den Namen „Weltstadt" erhebt, müßte ein formkundiger Weltmann sein, aber auf solche Aeußerlichkeiten legt Kirschner keinen Wert. Er verkörpert weit mehr die alte Solidität dieser Stadt als ihren neumodischen Glanz, und bei den Fürstenempfängen steht er wie ein braver Hausvater zwischen den Grazien der Demokratie.

Es muß gesagt werden, daß unter den Herren von außerhalb, die man in kundigen Kreisen als Kandidaten für den Oberbürgermeisterposten genannt, anscheinend auch kein gewaltiger Prophete war. Wir haben das Flügelrauschen, das die Ankunft des Adlers anzukündigen pflegt, noch nicht gehört, und es ist leider auch unwahrscheinlich, daß man im „roten Hause" sich nach solch einem Adler sehnt. Aber wenn ein konservativer Gegner der Selbstverwaltung uns spöttisch fragt: „Das sind also eure Genies?", so können wir ihm ruhig antworten: „sie wiegen die einzigen noch auf!" Die Uebermenschen dieser zum Herrschen dressierten Kaste sehen heute auch nur dürftig aus und die letzten Ergebnisse der langen Edelzucht sind verzweifelt matt. Man betrachte nur Dallwitz und Jagow, die als Repräsentanten des Staates der bürgerlichen Selbstverwaltung gegenüberstehen, und man wird zugeben, daß das Bürgertum mit diesem preußischen Dioskurenpaar zur Not noch konkurrieren kann. Ein großer Teil unseres Jammers rührt daher, daß man die wichtigsten Posten gewöhnlich mit Kleinstädtern besetzt — nicht nur mit Kleinstadthöhnen, die oft weitblickender als die Großstadtkinder sind, sondern mit Kleinstadtnaturen von der bekannten Mottenburger Art. Diese Leute konstatieren immer wieder mit Angst und Verwunderung, daß es in einer großen Stadt ungemein viel Menschen gibt, und die Platzfurcht befällt sie, so oft eine entscheidende Etappe zurückgelegt werden muß. Nur an ihren Tümpel gewöhnt, blicken sie hilflos auf des Lebens breiten Strom, und sie flicken hier und flicken da und kommen zu keinem Entschluß.

Solche Kleinstadtnaturen sieht man in der Selbstverwaltung und im Staat, im Rathaus und im Ministerium, und auch Herrn Kirschner haftet ein wenig von solcher kleinstädtischen Bedächtigkeit an. Er und seine Mitarbeiter haben mancherlei versäumt, sie haben in dieses Steinlabyrinth Berlin keine Methode und keinen Zusammenhang gebracht, haben die Entwickelung des Verkehrs nicht vorausgeahnt und barbarischen Architekten alle Greueltaten erlaubt. Aber wenn Herrn Kirschner das große Format auch fehlt, so verdient er doch unsere Sympathie, und laut muß man anerkennen, daß er vortreffliche Eigenschaften des Charakters und des Geistes besitzt. Nach alter Sitte bezeichnet man die Herren Stadträte und Stadtverordneten ja als die Väter der Stadt, und da ist für das Oberhaupt dieser Familie der Titel „Großvater" wohl angebracht. Der Tag der Wiederwahl wird vielleicht kein populärer Freudentag sein, aber doch ein freundliches Familienfest, und gern wird man Herrn Kirschner den Glückwunsch darbringen, der in allen poetischen Gratulationsbüchern steht:

„Großvater, nimm' aus meiner Hand
Den Kranz als treuer Liebe Pfand.
Mag stets dein Leben heiter glänzen
Und Glück und Liebe dich umkränzen."

Personalwechsel in der Petersburger deutschen Botschaft.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

✕ **Petersburg**, 26. Februar.

Wie verlautet, steht ein Personalwechsel in der deutschen Botschaft in Petersburg bevor. Der Botschaftsrat Graf Mirbach soll als Gesandter nach einer südamerikanischen Republik versetzt und der in der Petersburger Gesellschaft allgemein sehr beliebte Legationsrat v. Lucius zu seinem Nachfolger als Botschaftsrat ernannt werden. Als Botschaftsrat in der russischen Botschaft in Paris dürfte der Beamte im Ministerium des Auswärtigen Fürst Demidow San Donato an Stelle Nekljudows ernannt werden, der als Gesandter nach Sofia geht. Gestern traf in Petersburg der neue österreichische Militärattaché Fürst Hohenlohe ein, der zum Nachfolger des durch die Affäre Ungern-Sternberg kompromittierten Grafen Spannocchi ernannt worden ist.

Die bevorstehende Demission Briands.

Die Suche nach dem Nachfolger.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 26. Februar.

Es steht fest, daß Briand morgen nach dem Begräbnis des Kriegsministers General Brun dem Präsidenten die Demission des gesamten Kabinetts überreichen wird. Seine Gründe hat er seinen nahen Vertrauten wie folgt dargelegt: „Obgleich die parlamentarische Möglichkeit, im Amte zu bleiben, gegeben ist, mußte der Ministerpräsident sich doch darüber im klaren sein, daß seine politische Tätigkeit durch den aktiven und noch mehr durch den passiven Widerstand eines Teiles der Majorität gelähmt wurde. Die Beratungen des Budgets wurden methodisch durch überflüssige Reden in die Länge gezogen, um die Diskussion über die von der Regierung eingebrachten Gesetzentwürfe zu verhindern. Diese Gesetze selbst blieben in den Kommissionen begraben, an deren Spitze fast ausschließlich Gegner des Ministerpräsidenten standen. Jede Gelegenheit wurde benutzt, um durch Interpellationen den Leiter der Regierung persönlich anzugreifen und um seinetwillen wichtige und ganz unerläßliche Maßnahmen zu bekämpfen. Diese systematische Obstruktion sei für das Land noch gefährlicher als für das Kabinett. Das Kabinett muß also gehen, um seinen Gegnern die Aufgabe zu überlassen, dem Lande besser zu nützen. Einige Deputierte der alten Radikalen haben wiederholt gesagt, daß Briand die Einheit der Linken zerstört habe, und es ist nur erklärlich, daß er ihnen durch sein Scheiden die Möglichkeit gibt, diese Einheit wiederherzustellen." — So ungefähr hat Briand gestern vor dem Präsidenten der Republik und den anderen Ministern die Situation auseinandergesetzt und trotz Zuredens Falliéres blieb er bei seinem Entschluß. Er wird in einem Briefe, der Dienstag früh im „Journal officiel" erscheint, die Gründe seines Rücktritts auseinandersetzen, wie es Waldeck-Rousseau 1902 und Sarrien 1906 getan haben. Die oben angeführten Gründe werden angeblich in diesem Brief zu präzisem Ausdruck kommen. Es wird ungefähr gesagt werden, daß ein Teil der Mehrheit systematisch die Ausführung des Programms des sozialen und wirtschaftlichen Fortschritts und der religiösen Beruhigung zu verhindern suchte; er sähe neue Kämpfe voraus, die durch die Feindschaft gegen seine Person verschärft würden, und glaube deshalb, die Aufgabe der Regierung anderen überlassen zu müssen.

Wer wird der andere sein, dem die schwere Aufgabe zufällt? Es ist wahrscheinlich, daß Falliéres nach der üblichen Beratung mit den Präsidenten des Senats und der Kammer zunächst Raymond Poincaré zu sich berufen wird, der als politische Persönlichkeit zur Lösung der Krise sicherlich am besten geeignet wäre. Poincaré soll aber nicht geneigt sein, sich der radikalen Gruppe, die Briand bekämpfte, mit gebundenen Händen auszuliefern. Lehnt er ab, so kämen zunächst Delcassé und Combes in Betracht. Delcassé als der Parlamentarier, der zurzeit auf die Kammer besonderen Einfluß ausübt, Combes als der Führer der Politik, die dem Apaisement Briands am meisten entgegengesetzt und deshalb zur Ablösung sehr berufen erscheint. Der Kandidatur Delcassés steht außer der Sorge um

Bund der Regisseure.

Von [Nachdruck verboten.]

Paul Schlenther.

In der Bühnengenossenschaft sind die Schauspieler, im Bühnenverein sind die Theaterdirektoren verbündet. Zwitterhaft in der Mitte steht einsam der Regisseur und wünscht nun auch mit seinesgleichen zu paktieren. Bis vor kurzem hatte er entweder zur einen oder zur anderen jener beiden Berufsgruppen gehört. Noch jetzt kann man im alleswissenden Bühnenalmanach häufig lesen, daß der Direktor eines Theaters die Oberregie führt und ihm einige seiner älteren und bewährteren Schauspieler als Regisseure zur Seite stehen. Das Urbild dieser Gepflogenheit dürfte im Wiener Burgtheater zu finden sein. Es ist außer seinem Operngeschwister das einzige deutsche Hoftheater, das neben der Intendanz einen artistischen, mit mehr oder minder Machtvollkommenheit betrauten Direktor kennt. Unter diesem Direktor stand seit eisgrauen Zeiten das sogenannte Regiekollegium, zusammengesetzt aus ältesten und gerühmtesten Hofschauspielern, die nicht nur bei der Inszenierung, sondern auch bei Auswahl der Novitäten, bei Besetzung der Rollen, bei Bildung des Spielplans, beim Engagement neuer Schauspieler den Direktor mit Rat und Tat unterstützen sollten. Im Laufe des Jahrhunderts bildete sich aus diesem Regiekollegium eine Art Nobelgarde; man fuhr in „unnummerierten Fiakern" durch die Stadt und empfing vom Unterpersonal die allertiefsten Ehrenbezeigungen. Schon dieser äußeren Würden wegen war es das höchste Sehnsuchtsziel jedes wirklichen Hofschauspielers, möglichst bald zum Regisseur ernannt und in das Allerheiligste des Regiekollegiums aufgenommen zu werden. Hierbei entschied weniger die besondere Tauglichkeit zur Regieführung, als schauspielerischer Ruhm, persönliches Ansehen, besonders aber die fürchterliche Ancienneität; fürchterlich, weil in der Kunst Alter tödlicher sein kann als Tod. Diese Nobelgarde stand als geschlossene Phalanx der Einzelheit des Direktors oft recht wirksam, manchmal sogar ziemlich palastrevolutionär gegenüber. Wer zu ihr gehörte, hatte gewiß nicht das Bedürfnis nach sonstigem Zusammenschluß. Ihm genügte es, von dieser Elite zu sein.

Zur Zeit, da ich als einsamer Direktionsspatz in diesen Umkreis horstender Adler trat, begann sich anderwärts eine andere Art von Regie geltend zu machen, die mir zukunftsreich erschien. Georg von Meiningen, den man nie vergessen soll, hatte das ragende Beispiel eines genialen Regisseurs aus dem Laienstande gegeben. Derlei ist Rarität und wird Rarität bleiben. Aber auch Schauspieler von Bildung und Geist, Phantasie und Empfindung, die an ihre eigene Kunst überwindung ihrem Ehrgeiz fortan darin suchen, aus anderen, vielleicht ganz dummen und ungebildeten, aber höchst naturkräftigen Schauspielern Tiefstes und Feinstes hervorzuholen. In der Hand solcher Regieführer können gerade „tumbe Knaben" und Mägdlein, die wie Wiesenblumen blühen, zum Naturfegen der Schauspielkunst werden; ein Segen, den schließlich doch bloß der führende Regisseur stiftet. Nur in diesem Sinne wird für die Bühne das Wort des Lessingschen Mäcenas brauchbar: „Der denkende Künstler ist noch eins soviel wert". Solche Helfer, solche Mittler hätte ich mir an Stelle des hochwürdigsten Regiekollegiums zur Seite gewünscht. Während meiner ganzen Direktionszeit fanden sich zwei bis drei wirkliche Regisseure auch in diesem Kollegium; ich hätte keine besseren verlangt. Aber sie waren selbst mehr oder minder ausgezeichnete Schauspieler: Schauspieler mit Leib und Seele, mit Fleisch und Blut. Das Regieführen war ihnen Schmuck und Wert des Lebens, das Spiel war ihnen Leben selbst. Aufs Spielen zu verzichten, wäre ihnen wie Selbstmord erschienen; ein Direktor, der das verlangt, hätte, wie von jedem tumben Knaben und von jedem Wiesenblümlein auch von diesen Denkenden den Angstschrei gehört: „Herr! Sie wollen mich morden!" Das wollte ich nicht! Ich wollte nicht einmal ihre Schauspielkunst missen. So war ich bemüht, die Uebermacht der Regisseure als Kollegium nach Möglichkeit einzuschränken; aber die Zweieinigkeit von Schauspieler und Regisseur blieb bestehen und wurde oft genug zur Zweieinseinigkeit. Gerade wenn ein arbeitender junger Schauspieler der Nachhilfe, der Privatstunden des Regisseurs aufs dringlichste bedurft hätte, etwa am Abend vor oder am Abend nach einer Kostümprobe, mußte sich ihm dieser Beistand zu höchster Zeit verlagen, weil der Herr Regisseur den Muley Hassan oder den Bolingbroke zu spielen hatte. Den erfahrenen und verstehenden Regisseuren war dieser Mißstand keineswegs verborgen. Ihr Geist war stark genug, die höhere Mission des Regisseurs zu empfinden. Aber ihr Fleisch war zu schwach, um den Wonnen des Bühnenspiels vor versammeltem Publikum entsagen zu können.

Kein Geringerer als Josef Kainz hatte in seinem Menschenleben einen Augenblick, wo er mir zurief: „Ich pfeife (er drückte sich gewagter aus) auf die ganze Gaukelei! Macht mich zum Regisseur, zum Nur-Regisseur, und ich bau euch den ganzen Kasten neu auf!" Wer aber hätte einen Schauspieler wie Kainz entbehren mögen. Ich bin lange nicht so pessimistisch wie mein verehrter Kollege Cloësser, der an den Gräbern von Maikowsky und Kainz die ganze große deutsche Schauspielkunst verabschieden möchte. Ich sehe doch schon wieder hier und da grüne Kopfspitzchen aus dem Boden sprießen, die einen Siegesspargel versprechen. Wie einst ganz unvermutet bei unscheinbarster Gelegenheit plötzlich eine junge Maid und etliche Jahre später ebenso plötzlich ein junger Bursch aus der Seitenkulisse trat, wie wir damals verwundert auf den Zettel sahen und zum ersten Mal die Namen Else Lehmann, Rudolf Rittner lasen, so kann ein solches Wunder bei jeder nichtigen Vorstellung, auf der armseligsten Bühne alle Tage wieder aufblühen, plötzlich und unvermutet. Eine ganze Kunst stirbt nicht mit einem einzelnen Künstler; hieße er auch Kainz.

Aber eins ist gewiß. Solange noch ein Ton seiner Stimme, noch ein Hauch seines Geistes, noch ein Funke seiner Leidenschaft lebendig war, wäre es Frevel und Mord gewesen, ihn, gerade ihn ins Schatten-